

## 1. Einleitung

### 1.1 Die „orientalistische Gelehrtenrepublik“ des 19. und des frühen 20. Jh.s

Wie bereits im Vorwort erwähnt, spiegelt sich in der Korrespondenz zwischen F. C. Andreas und W. Bang ein in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg bestehendes internationales Netz der Vertreter der verschiedenen orientalistischen Disziplinen wider. Dieses Netz möchten die Vff. an dieser Stelle – frei nach F. G. Klopstock (1724-1803) – als „orientalistische Gelehrtenrepublik“ bezeichnen. Diese Gelehrtenrepublik spiegelte sich vor allem in den Korrespondenzen zwischen den Gelehrten wider. In unserem Falle waren die Korrespondierenden selbst Teile dieses Netzes, und ihre Wirkungsstätten, d. h. die Universität Leuven, die Georgia-Augusta und die Göttinger Akademie der Wissenschaften, bildeten hier sozusagen „Knotenpunkte“. Die verschiedenen orientalistischen Einzeldisziplinen hatten sich gerade erst wenige Jahrzehnte zuvor herausgebildet, und viele Vertreter dieser Einzeldisziplinen waren durchaus auch auf benachbarten Forschungsfeldern wirksam. So konnte die Indologie zwar schon auf eine fast einhundertjährige Tradition zurückblicken, die Iranistik hingegen hatte sich erst im Verlaufe des 19. Jh.s herausgebildet. Auch die Semitistik war ein „Produkt“ dieser Zeit – waren die semitischen Sprachen doch zuvor eher als eine Domäne der „Alttestamentler“ betrachtet worden. Die wissenschaftliche Befassung mit den Turksprachen (oder vielmehr mit dem Osmanischen) war bis zum Ende des 19. Jh.s allenfalls als ein Anhängsel der Islamwissenschaft betrieben worden. Zwar hatte es schon eine punktuelle Befassung mit Turksprachen jenseits des Osmanischen gegeben, jedoch brachte erst die Entschlüsselung der alttürkischen Inschriften vom Orchon und derer vom Jenissej in den 1890er Jahren eine Wende hin zu einer eigenständigen Turkologie. Viele der Forschungsrichtungen befanden sich im ausgehenden 19. Jh. noch in einer „formativen Phase“ – Schriftzeugnisse vieler Kulturen waren noch nicht entschlüsselt, einige noch gar nicht entdeckt.

Es war sicher kein Zufall, daß W. Bangs Lehrer, Ch.-J. de Harlez de Deulin (1832-1899), der von Hause aus eigentlich Iranist war, sich auf Feldern wie der Sinologie oder der Altaistik bemühte und sogar Ausflüge in die Altameri-

kanistik<sup>7</sup> oder die Sprachenwelt Polynesiens<sup>8</sup> unternahm. Auch F. C. Andreas und W. Bang bildeten hier keine Ausnahmen. So hatte Andreas den Göttinger Lehrstuhl für orientalische Sprachen inne und vertrat hier vollkommen selbstverständlich neben der Iranistik auch die beiden anderen großen „Kultursprachen“ der islamisch geprägten Welt, das Arabische und das Osmanische. Über die Lehre hinaus war er auch als Forscher auf dem Felde der noch jungen Turkologie tätig. So nahm er einerseits regen Anteil an der Turfanforschung in Berlin, deren „iranistischen Außenposten“ sein Göttinger Lehrstuhl bildete, und andererseits arbeitete Andreas selbst auch über das Osttürkische<sup>9</sup> und das Komanische.<sup>10</sup> W. Bang wiederum, der uns heute vor allem als Mitbegründer der modernen Turkologie gegenwärtig ist, war zunächst Iranist, später Ural-Altaiist (daneben sozusagen hauptberuflich Anglist)<sup>11</sup> und unternahm später seinerseits, wie schon sein Lehrer, einen Ausflug in die Altamerikanistik.<sup>12</sup>

Die Welt in die wir durch die Korrespondierenden Einblick nehmen dürfen, ist uns heute einerseits mitunter recht fremd. Anderes wiederum mutet uns vergleichsweise fortschrittlich, wenn nicht gar modern an. So erstaunt es den heutigen Beobachter, daß die Gelehrten jener Zeit mit nahezu allen Fachkollegen – auch dem eigenen Forschungsgegenstand ferner Stehenden – korrespondiert und bisweilen Tausende von Briefen verfaßt haben. Diese waren häufiger viele Seiten lang und konnten vollständige wissenschaftliche Beiträge enthalten. Nicht selten wurden in ihnen alle gerade erschienenen Beiträge aus dem Forschungsgebiet der betreffenden Gelehrten besprochen,<sup>13</sup> und gelegent-

---

7 Zu denken ist hierbei einerseits an seinen Beitrag zum Othomi (1879b) und andererseits an seine Berichte von diversen Altamerikanisten-Kongressen (de Harlez [1875], [1876] u. [1879a]).

8 So äußerte sich De Harlez in zwei Beiträgen zum Rapa Nui, der Sprache der Osterinsel (De Harlez [1896] und [1898]).

9 Andreas (1900); Erwähnung verdient in diesem Zusammenhang auch, daß Andreas in einem Austausch mit Johannes Aveteranian stand, dem bekanntesten Übersetzer christlicher Missionsliteratur und biblischer Texte ins Ost-Türkische. Ein Reihe von Briefen Aveteranians sowie von diesem gesammelte Proben aus verschiedenen neu-uirgischen Dialekten (in Gestalt von Briefen) finden sich in den Beständen des Andreas-Nachlasses in Göttingen (Signatur: Cod. Ms. F. C. Andreas 1: 9).

10 Andreas verfaßte ein Nachwort zu W. Bangs „Beiträge(n) zur Erklärung des komanischen Marienhymnus“ (Bang [1910b]).

11 Cf. zu den unterschiedlichen Betätigungsfeldern W. Bangs de Vocht (1929).

12 Hierzu van Tongerloo/ Knüppel (2010). Von einigem Interesse ist hier auch, daß sowohl F. C. Andreas als auch W. Bang mit verschiedenen der wichtigsten Vertreter der Alt-Amerikanistik korrespondiert haben. So haben sich im Andreas-Nachlaß einige Briefe E. G. Selers erhalten (Signatur: Cod. Ms. F. C. Andreas 1: 395).

13 Ein Beispiel hierfür ist der große polnische Turkologe und Mongolist Tadeusz Kowalski (1889–1948), in dessen Nachlaß, der sich im Archiv der Krakauer Abteilung der Polnischen Akademie der Wissenschaften befindet, sich Tausende von Briefen seiner Korrespondenzpartner finden. Kowalski hat nahezu alle turkologischen Publikationen

lich wurden sogar ganze Aufsätze zu Geburtstagen verschickt,<sup>14</sup> oder die Korrespondierenden ließen sich mitunter gegenseitig Portraitphotographien zugehen. Dem Computerbenutzer unserer Tage, der überwiegend via e-mail korrespondiert, ist dies natürlich sehr fremd – werden doch eher vergleichsweise kurze Nachrichten ausgetauscht (und diese dann für gewöhnlich auch sehr schnell wieder gelöscht). Daß sich diese Form der Korrespondenz in einem Netz vollzog, in welchem nahezu jeder der eingebundenen Gelehrten mit jedem anderen korrespondierte, läßt die Ausmaße dieses Gefüges erahnen. Ein Beispiel mögen auch hier die Nachlässe von F. C. Andreas und W. Bang liefern. So finden sich im Bang-Nachlaß in Leuven mindestens 1466 Briefe von rund 350 identifizierbaren Personen. Mehr als die Hälfte dieser Personen waren zugleich auch nachweisbar Korrespondenzpartner von F. C. Andreas. Nimmt man aus der übrigen Hälfte Familienangehörige W. Bangs und Personen aus dem Verwaltungsbereich der Katholischen Universität Leuven u. dgl. heraus, so ergibt sich eine Übereinstimmung von fast vier Fünfteln der Korrespondenzpartner. Dem heutigen Betrachter mag dies befremdlich erscheinen, für die „orientalistische Gelehrtenrepublik“ der damaligen Zeit (und bei den meisten der Korrespondenzpartner von Andreas und Bang handelte es sich in der einen oder der anderen Form um Orientalisten) war dies selbstverständlich. Es ergab sich bei fächerübergreifendem Korrespondieren, daß alle Vertreter der orientalistischen Disziplinen jederzeit über die Vorgänge in der großen Gemeinschaft der Orientalisten, über die Forschungsvorhaben der Kollegen und über neuere Literatur informiert waren. Dieser Grad des Informiertseins erstreckte sich dabei zumeist weit über das eigene Forschungsfeld resp. den eigenen Forschungsgegenstand hinaus. Bedenkt man, wie weit die orientalistischen Gelehrten im späten 19. und im frühen 20. Jahrhundert bereits disziplinenübergreifend gearbeitet haben resp. wirksam waren, erscheint dies doch sehr modern. Lange Zeit vor der Einführung eines so inflationär gebrauchten Modebegriffs wie „interdisziplinär“ wurden durch die Selbstverständlichkeiten und Eigenheiten der orientalistischen Gemeinschaft Ergebnisse erzielt, die heutzutage von den weniger geistreichen Zeitgenossen gern als „Synergieeffekte“ betitelt werden.

Nun ließe sich hinsichtlich des Netzes, dessen Teile F. C. Andreas und W. Bang waren, erheblich mehr untersuchen, als im Rahmen der Einleitung zu einer Briefedition geleistet werden kann. Die Frage beispielsweise, ob und inwieweit die beiden Korrespondenten als transnationale Akteure gewirkt haben oder ob man hinsichtlich der „orientalistischen Gelehrtenrepublik“ am Vorabend des Ersten Weltkrieges von einem national entgrenzten Raum spre-

---

seiner Zeit in Briefen, die heute über die ganze Welt verstreut sind, teilweise ausführlich besprochen.

14 So hat der Linguist Ernst Lewy (1881–1966) anlässlich des 60. Geburtstages von W. Bang diesem einen Beitrag über zwei baskische Texte, der anderweitig offenbar nicht publiziert wurde, gewidmet und zugeschickt (van Tongerloo/ Knüppel [2011]).

chen kann, mag an anderer Stelle erörtert werden. Es zeigt sich jedoch, wieviel hier für die Wissenschaftsgeschichte noch zu leisten ist. Die Edition der Ausgangsmaterialien kann und soll auf diesem Weg nur einen ersten Schritt bilden, und es bleibt zu hoffen, daß weitere folgen werden.

Am Ende dieser Einleitung werden wir die Symptome des Niederganges der „Gelehrtenrepublik“, soweit sie in Göttingen spürbar waren, genauer betrachten.

## 1.2 Johann Wilhelm („Willi“) Max Julius Bang-Kaup (1869–1934)

Der vielseitige Gelehrte Johann Wilhelm („Willi“) Max Julius Bang[-Kaup],<sup>15</sup> der uns heute in erster Linie als Turkologe, vielleicht auch noch als Anglist bekannt ist, wurde am 9.8.1869 in Wesel geboren. Er war der älteste Sohn des „Garnisonsauditeurs,<sup>16</sup> Bürgermeisters von Wesel und Mühlheim, Rechtsanwalts und K. Notars“ Johann Heinrich Christian Gottfried Philipp Bang<sup>17</sup> und dessen Ehefrau Auguste Caroline Kaup.<sup>18</sup> In Wesel verbrachte er auch seine Kindheit und besuchte die Schule. A. v. Gabain schrieb in ihrem Nachruf auf W. Bang zu diesen Jahren: „Hier verbrachte er den größten Teil seiner Jugendjahre. Immer noch erzählte er gern von den vergnügten Streichen jener Zeit; bis zum Ende verband ihn herzliche Freundschaft mit seinen Jugendgefährten und Schulkameraden. Sein intensiver und unternehmender Geist ließ ihn früh reifen und zu eigenmächtigen, eigenartigen Entschlüssen gelangen. Als sein Vater es ihm verwehrte, in das Kadettenkorps einzutreten, schrieb er kurz entschlossen ein Gesuch an Seine Majestät. Da man aber an Höchster Stelle nicht gegen die Pläne eines Vaters zu handeln wünschte, mußte Bang sich bescheiden“.<sup>19</sup>

---

15 Zu W. Bang siehe – stellvertretend für die wahre Flut an Literatur zu seinem Leben und Werk – Schaefer (1929), de Vocht (1929), v. Gabain (1934), dies. (1974) u. Kononov (1974).

16 Dies = Kriegsgerichtsrat (cf. v. Gabain [1934], p. 335).

17 Johann Heinrich Christian Gottfried Philipp Bang, der 1870–1873 als Bürgermeister von Wesel und 1873–1878 als Bürgermeister von Mühlheim wirkte, war am 9.4.1838 geboren worden und hatte am 1.5.1867 Auguste Caroline Kaup geheiratet (van Tongerloo [1987], p. 79). Er starb am 10.1.1896.

18 Bang selbst nahm später zu seinem Familiennamen noch zusätzlich den Mädchennamen seiner Mutter an, um so den Namen des großen Biologen Johann Jakob Kaup weiterleben zu lassen, was ihm durch einen Erlaß der Königlichen Regierung vom 15.8.1892 ermöglicht wurde.

19 v. Gabain (1934), p. 335.



Johann Wilhelm („Willi“) Max Julius Bang-Kaup (1869–1934)

Bang entstammte einer Familie, die bereits seit Generationen Juristen und Beamten hervorgebracht hatte,<sup>20</sup> und so schien es natürlich, daß auch er nach dem Abschluß der Schule – Bang hatte das städtische Gymnasium in Wesel besucht – ein Studium der Rechtswissenschaften aufnehmen würde. Jedoch hatte er sich schon während seiner Schulzeit für Sprachen – vor allem außer-europäische – und die Orientalistik interessiert und war bereits mit dem Orientalisten Heinrich Leberecht Fleischer (1801–1888) in Verbindung getreten.<sup>21</sup> Es war dieser Kontakt, der für seinen weiteren Werdegang prägend werden sollte. Bangs Vater hatte für seinen Sohn ein Studium der Rechtswissenschaften gewünscht und ihn zu seinem Bruder Carl Ludwig Wilhelm Bang (1840–1908), einem erfolgreichen Geschäftsmann in Frankfurt a. M., geschickt. Dieser sollte ihn von der Richtigkeit der Pläne des Vaters überzeugen, jedoch ließ Bang sich nicht beirren. Nach einigen Widerständen konnte er seinen Vater überreden, ihn seinen Traum von einem Studium der orientalischen Sprachen verwirklichen zu lassen. Bang nahm – nach Rücksprache mit H. L. Fleischer – ein Studium an der Katholischen Universität von Leuven (Louvain) auf, an der schon seit Jahrhunderten orientalische Studien betrieben wurden.<sup>22</sup> In Leuven, wo neben dem Studium der für die Theologie relevanten Sprachen Latein, Griechisch und Hebräisch eben auch die orientalischen Sprachen gelehrt wurden, wirkte zu dieser Zeit einer der bedeutendsten Orientalisten des 19. Jh.s, Charles de Harlez de Deulin. Dieser war einer der Pioniere in zugleich mehreren orientalistischen Disziplinen. Unter der Leitung dieses außergewöhnlichen Gelehrten konnte der begabte und äußerst vielseitige Bang all die Fähigkeiten, die er wohl schon von Hause aus mitbrachte, entfalten und entwickeln. Zunächst wandte er sich hierbei dem Studium der Iranistik zu.<sup>23</sup> Seine frühen iranistischen Arbeiten hatten das Pahlavi und das Avestische zum Gegenstand. Daneben unternahm Bang in dieser Zeit allerdings auch Ausflüge auf entfernter stehende Forschungsfelder. So verfaßte er einmal unter dem Akronym „Wl. Baligny“ einen kürzeren Aufsatz zum Nahuatl.<sup>24</sup>

Am Beginn seiner wissenschaftlichen Tätigkeit galt Bangs Hauptaugenmerk – neben seinen iranistischen Studien und anderen, mitunter weiter abseits stehenden Forschungen – vor allem der Ural-Altistik. Diese heute beinahe in Vergessenheit geratene Forschungsrichtung hatte die Übereinstimmungen zwischen den uralischen und den altaischen Sprachen sowie die Möglichkeiten einer Verwandtschaft dieser Gruppen von Sprachen zum Gegenstand.<sup>25</sup> Während zu diesem Themenkomplex eine Reihe seiner frühen

---

20 Zum familiären Hintergrund Bangs cf. dessen familiengeschichtliche Arbeit „Parentalia“ (Bang [1908]).

21 Zu H. L. Fleischer cf. Goldziher (1904).

22 van Tongerloo (1987), p. 79.

23 Ibd., p. 80.

24 Bang (1890a); cf. hierzu auch den Beitrag von van Tongerloo / Knüppel (2010).

25 Bang (1890c), (1891a), (1891b), (1896a) und (1897).

Arbeiten entstanden, war Bang zugleich als Lehrer an der Sekundarschule der Piaristen in Melle, nahe der Stadt Gent, tätig.<sup>26</sup> Ungeachtet seiner Forschungen auf diesen Gebieten sowie seiner Lehrverpflichtungen gelang es Bang, eine Reihe geradezu aufsehenerregender Publikation herauszubringen. Zu diesen zählte – neben seinen ural-altaischen Forschungen – „Die altpersischen Keilinschriften (I)“, die er seit 1893 zusammen mit F. H. Weissbach herausbrachte.<sup>27</sup> Ebenfalls seit 1893 befaßte sich Bang mit den alttürkischen Runeninschriften,<sup>28</sup> welche erst kurz zuvor von W. Radloff<sup>29</sup> und V. Thomsen enträtselt worden waren und deren Kenntnis nun den Ausgangspunkt für eine Forschung an nichtislamischem, älterem türkischen Material bildete. Hinzu trat, daß Bang zu dieser Zeit aufgrund seiner bereits zahlreichen Schriften eine bemerkenswerte Bekanntheit erlangt hatte. Er führte in jenen Jahren mit zahllosen Gelehrten unterschiedlichster Fachrichtungen eine ausgedehnte Korrespondenz.

Im akademischen Jahr 1892/93 erfolgte seine Ernennung zum „directeur d'études“ (Studiendirektor) an der École des langues orientales vivantes der Katholischen Universität Leuven. Fortan unterrichtete Bang Osmanisch-Türkisch, Neupersisch, Mongolisch und sogenannte „ural-altaische“ Sprachen. Die Veranstaltungen Bangs gehörten zum Zusatzangebot des Lehrplans und konnten – ebenso wie der Unterricht des Assistenten de Harlez', Philemon Colinet (1853–1917), – von den Studenten freiwillig besucht werden.<sup>30</sup> Bereits im folgenden Jahr wurde Bang als „chargé de cours“ in der neuen Abteilung für Germanische Philologie dauerhaft beschäftigt. Dieser Daueranstellung war die in der letzten Dekade des 19. Jh.s erfolgte Einrichtung von Kandidatur- und Doktorandenstudiengängen in Geschichte, Philosophie und Klassischer Philologie vorausgegangen.<sup>31</sup> Auch hier konnte Bang seine außergewöhnlichen Talente zur Geltung bringen und war schon bald der angesehenste Gelehrte innerhalb der Fakultät. Hatte er sich zunächst der modernen englischen Literatur zugewandt, stand bald schon die ältere englische Literatur, vor allem das elisabethanische Drama, im Zentrum seines Interesses. Von 1902 an erschienen die von Bang herausgegebenen Bände der „Materialien zur Kunde des älteren englischen Dramas“. Von den insgesamt 26 Bänden<sup>32</sup> der Reihe wurden sieben von Bang allein für die Publikation aufbereitet und sechs weite-

---

26 van Tongerloo (1987), p. 80.

27 Weissbach / Bang (1908).

28 Aus diesen Betätigungen gingen bereits im Jahre 1896 vier Beiträge hervor (Bang [1896 b, c, d, e]).

29 Hier der große russ. Turkologe Wilhelm (Vasilij Vasil'evič) Radloff (Radlov). Zu Radloff cf. Temir (1955) und (1991).

30 van Tongerloo (1987), p. 80.

31 *Ibid.*, p. 81.

32 Bis 1914 erschienen schließlich 44 Bde.; danach wurde die Reihe von de Vocht unter dem Titel „Materials for the study of the Old English drama“ fortgesetzt.

re gemeinsam mit verschiedenen Mitarbeitern bearbeitet. Seit 1906 hielt er dann Englischkurse am Institut für Wirtschaftswissenschaften ab.<sup>33</sup>

Wenngleich Bang nun in der Anglistik resp. Germanistik wirkte, so blieb er doch weiterhin dem Studium der orientalischen Sprachen verbunden. Gerade in dieser Zeit entstanden zum einen zahllose wichtige Arbeiten auf diesem Gebiet, und zum anderen wurden die erforderlichen Vorarbeiten für spätere Forschungen geleistet, so etwa zu seinen Studien zur alttürkischen Chronologie<sup>34</sup> oder zu den iranischen Inschriften. Hinzu traten Beschäftigungen mit dem Mongolischen und dem Manžū.<sup>35</sup> Daneben unterrichtete Bang zu dieser Zeit – wiederum in fakultativen Kursen – seit 1896 zu den achämenidischen Inschriften.<sup>36</sup> Nachdem Ch. de Harlez am 14.7.1899 gestorben war, wurde nicht, wie vielleicht zu erwarten gewesen wäre, W. Bang auf den vakanten Lehrstuhl berufen. Dieser verblieb zunächst in der Anglistik/Germanistik, und man richtete erst 1912/13 einen fakultativen Kurs „Einführung in die türkischen Dialekte Zentralasiens“ ein.

Zu einer für Bang und seinen weiteren Werdegang entscheidenden Entwicklung kam es ab 1902: Im Zuge der deutschen Turfanexpeditionen,<sup>37</sup> allerdings auch bei den ähnlich angelegten britischen, französischen und russischen Unternehmungen gelangte umfangreiches alttürkisches Material in den Westen. Hier wurden diese Schriftzeugnisse in den folgenden Jahren publiziert und waren somit der weiteren Forschung zugänglich. Bang korrespondierte nun mit den Berliner Turfanforschern A. v. Le Coq, A. Grünwedel und F. W. K. Müller – allerdings auch mit dem bis 1903 in Berlin (danach in Göttingen) wirkenden Iranisten und Turkologen F. C. Andreas.<sup>38</sup> Auch nahm Bang in den Streitigkeiten zwischen den Berliner Alturkologen und deren St. Petersburger Konkurrenten W. Radloff und C. Salemann zugunsten der Berliner und vor allem gegen W. Radloff Partei. A. v. Gabain schrieb in ihrem Nachruf auf Bang hierzu: „Als er den bewunderten F. W. K. Müller durch Radloff angegriffen sah, trat er ritterlich für ihn ein, und es entspann sich jene amüsante und äußerst fruchtbare Kontroverse Bang-Le Coq gegen Radloff-Salemann“.<sup>39</sup> Gerade die Auseinandersetzungen mit Radloff sollten bald schon ein weiteres „Schlachtfeld“ finden – die komanischen Studien, zu denen letzterer einige äußerst schwache Beiträge verfaßt resp. sich in einer Reihe von unsinnigen Bemerkungen geäußert hatte. Für Bang war dies Grund genug, hier mit aller

33 van Tongerloo (1987), p. 81.

34 Bang / Marquart (1898).

35 Bang (1896f), (1898) u. (1902).

36 van Tongerloo (1987), p. 82.

37 Zu den deutschen Turfanexpeditionen cf. Grünwedel (1906), (1912); v. Le Coq (1909), (1910), (1918), (1926) und (1928).

38 Die Korrespondenz zwischen Bang und v. Le Coq wird von den Verfassern gerade für die Publikation aufbereitet, ebenso der Briefwechsel zwischen F. C. Andreas und A. v. Le Coq.

39 v. Gabain (1934), p. 336.

Entschlossenheit gegen Radloff zu polemisieren, ein Vorgehen, das seine Ursachen vor allem auch in Bangs eigener sehr ausgedehnter Befassung mit dem Kommanischen hatte. Bangs zahlreiche Publikationen auf diesem Feld<sup>40</sup> sollten nicht nur für die moderne Turkologie richtunggebend werden, sie machten Bang zudem in sehr kurzer Zeit als Turkologen zu einer wahren Berühmtheit.

Entwickelten sich seine Forschungen eher vorteilhaft und brachten ihm zahlreiche Ehrungen ein, so liefen die Dingen ansonsten gar nicht zu seiner Zufriedenheit. Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges mußte Bang im August 1914 Belgien verlassen, wo er gerade erst (1913) ein Haus erworben hatte.<sup>41</sup> 1917 erhielt er einen Ruf an die Universität Frankfurt am Main<sup>42</sup> und begab sich schließlich 1920 nach Berlin, wo er an das bereits 1917 an der Berliner Universität gegründete „Ungarische Institut“ berufen wurde. Dieser Einrichtung war damals auch ein eigenes Lehrgebiet Turkologie zugeordnet worden. Für Berlin war dies ein unglaublicher Glücksfall, da die Turkologie dort mit Bang zu Weltgeltung gelangte. Bang leistete hier – gemeinsam mit verschiedenen Mitarbeitern – Grundlegendes in der Auswertung und der kritischen Edition von Materialien aus den Turfanfunden. Außerdem erlebte die Berliner Turkologie auch insofern Bedeutung, als Bang zahllose Schüler hatte, die später weltweit wirken und den turkologischen Forschungen zu einer unvergleichlichen Blüte verhelfen sollten: Gunnar Valfrid Jarring (1907–2002), Gabdul Reşit Rahmeti [Arat] (1900–1964), Ananiasz Zajaczkowski (1903–1970), Saadet Şakir Çağatay (1907–1989), Arvo Martti Oktavianus Räsänen (1893–1976), Hasan Tahsın Banguoğlu (1904–1989), Annemarie von Gabain (1901–1993) und Karl Heinrich Menges (1908–1999). Bang selbst wurden zahlreiche Ehrungen zuteil, und er wurde zum Ehrenmitglied verschiedener wissenschaftlicher Gesellschaften ernannt, etwa der Ungarischen Akademie der Wissenschaften oder der Kőrösi-Csoma-Gesellschaft. In Berlin wirkte Bang bis zu seinem Tode, der ihn am 8.10.1934 ereilte, als er in der Narkose nach einer Blinddarmoperation ein Herzversagen erlitt.<sup>43</sup>

Zu Recht kann W. Bang – wenngleich er einige Vorläufer wie etwa Ármín Vámbéry (1832–1913), Graf Géza Kuun (1838–1905)<sup>44</sup> und Wilhelm Radloff (von denen letzterer sein Zeitgenosse und Gegenspieler war) hatte – als der Begründer der modernen Turkologie angesehen werden. Deren Methoden waren maßgeblich von ihm mitgeformt worden, und er eröffnete für die noch junge Disziplin eine Reihe von Forschungsfeldern, von der bis dahin

40 Zu Bangs Comanica cf. das Schriftenverzeichnis bei de Vocht (1929).

41 van Tongerloo (1987), p. 82.

42 v. Gabain (1934), p. 336.

43 v. Gabain (1934), p. 335.

44 Hier der ungarische Pionier der Turkologie Graf Géza Kuun (29.12.1838–18.4.1905). Zu Leben und Werk Kuuns cf. Goldziher (1907), Eren (1975), ders. (1998), Róna-Tas (1989), Setälä (1905), †Gr. Kuun Géza (1838–1905). In: *NyK* 35. 1905, pp. 238–239 und Szinnyei (2000).

eher rein „editorisch“ betriebenen Alturkologie bis hin zu den komanischen Studien.

### 1.3 Friedrich Carl Andreas (1846–1930)

Eine ganz andere Art Gelehrter als W. Bang schien F. C. Andreas zu sein. Bereits seine Herkunft war mehr als abenteuerlich. So war Andreas deutsch-malaisch-russisch-georgischer Abkunft. Er war am 14.4.1846 im indonesischen Batavia (Java) als unehelicher Sohn eines russischen Militärarztes aus dem georgisch-armenischen Fürstenhaus der Bagratiden (Bagration ~ Bagratuni)<sup>45</sup> und der Tochter eines aus Norddeutschland stammenden Arztes und dessen malaischer Ehefrau geboren worden.<sup>46</sup> Sein Vater soll angeblich infolge von Familienstreitigkeiten den Namen Bagration abgelegt und sich fortan Andreas genannt haben. Er verließ die russische Armee und begab sich dann nach Niederländisch-Indien, wo er wiederum als Arzt, nach Andreas' eigenen Angaben als Kaufmann,<sup>47</sup> tätig gewesen sein soll.

Friedrich Carl Andreas war 1852 mit seinen Eltern nach Hamburg gelangt. Dort scheint er bereits als Kind als sehr sprachbegabt und am Erlernen von Sprachen interessiert, aufgefallen zu sein. Er erhielt zunächst Privatunterricht und besuchte ab 1860, dem Jahr, in welchem sein Vater starb, ein Gymnasium in Genf (das Collège classique). Inzwischen hatte er neben Niederländisch und Deutsch auch Englisch, Französisch, Griechisch und Latein erlernt und begann, sich für orientalische Sprachen zu interessieren. Im Jahre 1863 schloß er das Gymnasium ab und studierte Orientalistik an den Universitäten von Erlangen, Göttingen, Halle und Leipzig, wobei sein Hauptaugenmerk den iranischen Sprachen galt. In Halle hörte er Vorlesungen bei Gottfried Bernhardt (Dt. Philologie), Wilhelm Theodor v. Bergk (Klass. Philologie), Heinrich Leo (Geschichte), Alexander Christian Leopold Conze (Archäologie) und August Friedrich Pott (Sanskrit und allgemeine Ethnographie).<sup>48</sup> Von besonderem Wert scheinen für ihn Sanskritvorlesungen gewesen zu sein, an denen er in

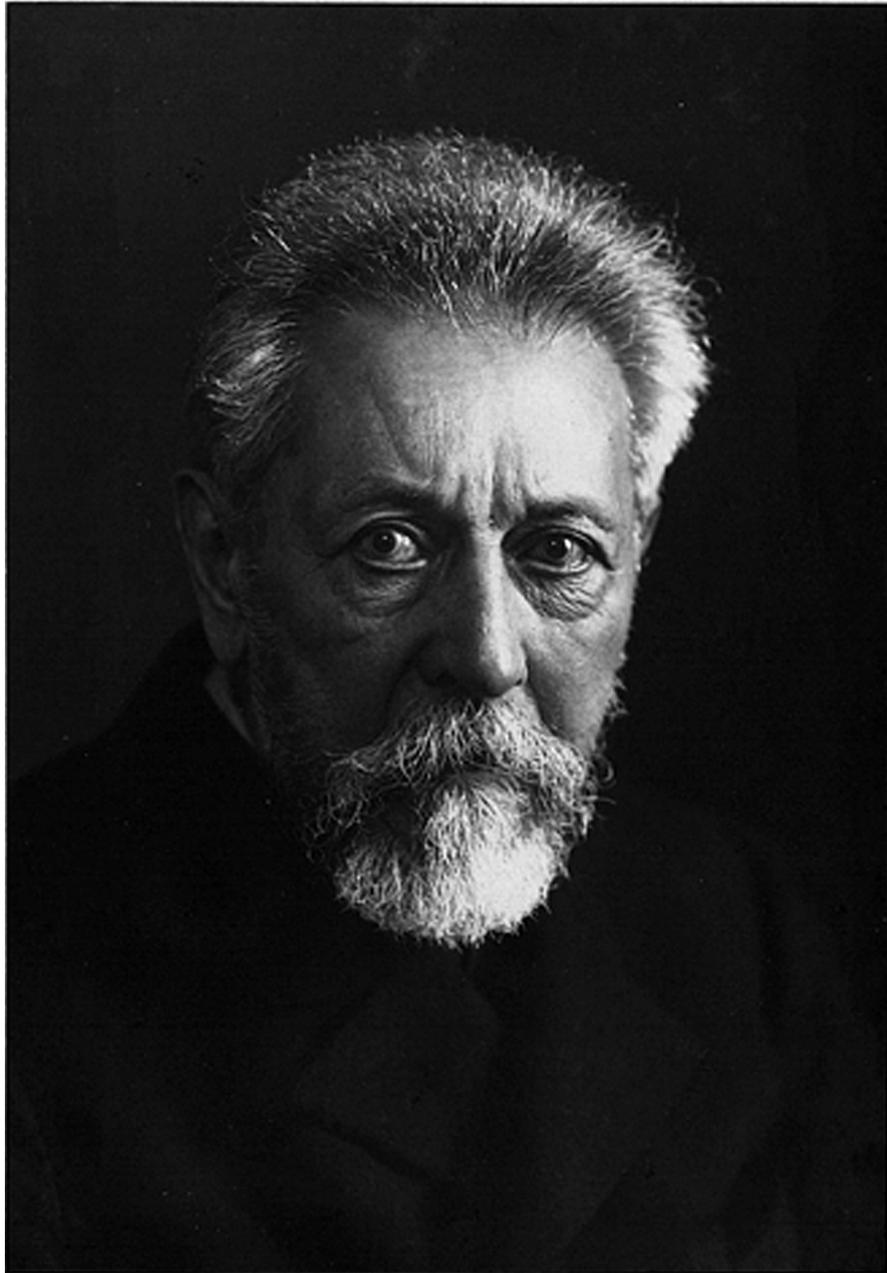
---

45 Nach Angaben seiner späteren Ehefrau Lou Andreas Salomé soll sein Vater Armenier aus dem persischen Isfahan gewesen sein (Kanus-Credé [1974], p. 43).

46 Zu Leben und Werk von F. C. Andreas cf. – neben den Kurzbiographien von Lentz (1931), v. Selle (1931), Littmann (1953) und Röhrborn (2001) – seine autobiographische Skizze, die 1974 von H. Kanus-Credé aus seinem Nachlaß herausgegeben wurde (Kanus-Credé [1974]), und die von E. Pfeiffer aus dem Nachlaß von Lou Andreas Salomé herausgegebene Biographie (Pfeiffer [1951], pp. 237-252). Zu seiner Bibliographie cf. Eysler (1916).

47 Kanus-Credé (1974), p. 45.

48 Ibd.



Friedrich Carl Andreas (1846–1930)

Göttingen bei Theodor Benfey (Indologie)<sup>49</sup> in einem Privatissimum teilnahm.<sup>50</sup> Seine in Kopenhagen und Kiel entstandene Abschlußarbeit, mit der er 1868 promoviert wurde,<sup>51</sup> hatte das Pahlavi zum Gegenstand: „Beiträge zu einer genaueren Kenntnis der mittelpersischen (Pahlavi-)Schrift und des Lautsystems“.

Die dem Studium folgenden Jahre im Leben von Andreas sind schwer zu greifen. Er hielt sich zunächst rund zwei Jahre in Kopenhagen auf, um dort seine Pahlavistudien fortzusetzen und Material für eine Bearbeitung des *Mainyo-i Khard* zu sammeln.<sup>52</sup> In Kopenhagen erlernte er zudem skandinavische Sprachen (Altnordisch, Dänisch und Schwedisch), bevor er als Freiwilliger am deutsch-französischen Krieg (1870–71) teilnahm. Andreas begab sich nach Hamburg und trat ins II. Hanseatische Infanterieregiment Nr. 76 ein. Als Infanterist nahm er am Gefecht bei Conneré (am 9.1.1871) und an der Schlacht von Le Mans (vom 10.–12.1.1871) teil. In der Schlacht von Le Mans wurde Andreas verwundet und begab sich nach dem Krieg, 1872 nach Kiel, wo er bis 1874 an iranischen Sprachmaterialien, vor allem am Pahlavi, arbeitete. Darüber hinaus war Andreas in diesen Jahren als Sprachlehrer tätig, bis er schließlich als Berater zu einer preußischen astronomischen und archäologischen Expedition nach Persien hinzugezogen wurde. Ziel dieser Expedition war eigentlich die Beobachtung und Beschreibung des Venusdurchgangs. Allerdings war das ursprünglich vorgesehene Ziel um eine epigraphisch-archäologische Unternehmung erweitert worden. Für diese schien Andreas der geeignete Mitarbeiter. Die Teilnahme war zunächst noch nicht sicher, und so vermittelte der Göttinger Indologe Benfey ihm eine Stelle als Privatsekretär des Kaisers von Brasilien, Pedros II. (reg. 1831–1889). Da jedoch unterdessen die Teilnahme an der Expedition zugesagt wurde, entschied sich Andreas für die Expedition und gegen die Annahme der Stelle in Rio de Janeiro.<sup>53</sup>

Nach Abschluß der Arbeiten, die von 1875–1876 gewährt hatten, verblieb Andreas in Iran, um weitere Materialien auf eigene Faust zu sammeln, und war in verschiedenen Berufen tätig – darunter als Sprachlehrer, Heilpraktiker und Postmeister. Die Umstände seines Entschlusses zu einem Verbleib in Persien sind nicht ganz klar. So hatte Andreas sich bereits während der Expedition eigenmächtig und zum Ärger des zuständigen Ministeriums in Berlin von der

---

49 Hier der Indologe, Iranist und Vergleichende Sprachwissenschaftler Theodor Benfey (28.1.1809–26.6.1881), der seit 1848 in Göttingen wirkte. Zu Th. Benfey cf. Bezzenger (1902) und Kirfel (1955).

50 Kanus-Credé (1974), p. 46.

51 Andreas (1868).

52 Kanus-Credé (1974), p. 46. Beim „Mainyo-i Khard“ handelte es sich um eines der Hauptwerke der Parsen, welches auf Pahlavi verfaßt war.

53 Kanus-Credé (1974), p. 49.

Expedition entfernt und sich vom 28.7.–17.12.1875 in Britisch-Indien aufhalten.<sup>54</sup>

Während seiner Tätigkeit in Persien gelangte Andreas allerdings auch in die entlegendsten Teile des Reiches sowie in dessen Grenzgebiete. Die Erfahrungen aus seiner Zeit in Persien hielt er später in Tagebüchern und in autobiographisch angelegten Schriften fest, die er jedoch nicht veröffentlichte.<sup>55</sup> Gerade durch seine Tätigkeiten als Sprachlehrer gelangte sein Name schon bald auch den Hof des Landes, wo man sich für den fremden Gelehrten zu interessieren begann. Andreas, der sich 1878–1879 in Šīrāz aufhielt, kam in dieser Zeit in Kontakt mit dem Prinzen Iḥtišām ad-Daule sowie mit dessen Bruder. Die Würdenträger waren ihm offenbar beim Zusammentragen von Sprachmaterialien behilflich. Schon bald wurde er daher als Privatlehrer Iḥtišām ad-Daules angestellt und begleitete diesen 1882 auf einer Europareise, die ihn auch nach Deutschland führte. Nach anderen Angaben war ein Augenleiden ursächlich für die Rückkehr nach Deutschland. Dieses hatte er sich während seiner Zeit in Persien zugezogen und wollte es nun in Berlin behandeln lassen. Auf jeden Fall ist seinen Aufzeichnungen zu entnehmen, daß er Persien am 20.8.1881 verließ und daß ihn seine Reise von Teheran, über Enzeli (später Bender Pahlavi), Baku, Astrachan, Caricyn, Moskau, Riga und Königsberg in die Reichshauptstadt führte.<sup>56</sup> Nach dieser Rückkehr verblieb er im Deutschen Reich, war nun aber mittellos, so daß er sich seinen Lebensunterhalt erneut durch die Erteilung von Sprachunterricht verdienen mußte.

In Berlin lernte er schließlich Lou[ise von] Salomé, die Tochter eines russischen Offiziers, kennen und machte dieser, obwohl er praktisch mittellos war und sie kaum kannte, 1886 einen Heiratsantrag. Nachdem Lou Salomé diesen Antrag abgelehnt hatte, unternahm Andreas in ihrer Gegenwart einen Selbstmordversuch, bei dem er sich in ein Messer stürzte. Obwohl er diesen Suizidversuch nur knapp überlebte, verlobten sich die beiden und heirateten schließlich 1887.

Von 1883 bis 1903 wirkte Andreas als Dozent für Persisch und Osmanisch am Orientalischen Seminar der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin, seit 1887 als Professor (diese Anstellung hatte ihm auch die Eheschließung resp. die Sicherung des Lebensunterhalts ermöglicht). Es kam jedoch schon bald zu einem Zerwürfnis mit dem Kultusministerium, da Andreas – wohl zu Recht – vorgeworfen wurde, die Lehrtätigkeit völlig zugunsten der Forschung zu ver-

54 Kanus-Credé (1986), p. 33. Er selbst hat hiervon in seiner Lebensbeschreibung berichtet, jedoch weder Hinweise auf sein eigenmächtiges Handeln noch auf die Veräberung der zuständigen Stellen in Berlin gegeben (Kanus-Credé [1974], pp. 49-53). Bei Andreas erscheint alles sehr geplant und mit den Vorgesetzten abgesprochen. Lediglich an einer Stelle wird Kritik deutlich, allerdings an den angeblich dürftigen Ergebnissen der Unternehmung (ibid., p. 53).

55 Die Reisetagebücher und Aufzeichnungen wurden später teilweise von H. Kanus-Credé bearbeitet und herausgegeben (s. o.).

56 Kanus-Credé (1986), p. 33.

nachlässigen. Diese Auseinandersetzung führte schließlich zu einem Rechtsstreit zwischen Andreas und dem Preußischen Kultusministerium und letztendlich zu seiner Entlassung im Jahre 1891. Andreas führte hierbei u. a. seinen angeschlagenen Gesundheitszustand an – oder schob ihn vor. Auch zuvor und später spielte seine geistige Verfassung immer wieder eine betrübliche Rolle. Er scheint in der Tat erhebliche psychische Probleme gehabt zu haben, zumindest aber recht labil gewesen zu sein, worauf ja schon sein Selbsttötungsversuch hinweist. Und bereits in seiner Lebensbeschreibung notiert er zu seiner Studienzeit: „Im Herbst 1865 verließ ich Erlangen und brachte den Winter 1865 auf 1866 am Rhein in der Nähe von Koblenz zu, um meine durch angestrengte geistige Arbeit angegriffene Gesundheit wieder zu kräftigen“.<sup>57</sup> In seinen teilweise sehr persönlichen Briefen an Bang ist ebenfalls häufiger von „Erschöpfung“ und „Überanstrengung der Nerven“ sowie von Kur- und Sanatoriumsaufenthalten die Rede. Auch das gelegentlich geäußerte Gefühl, durch die Nachbarschaft oder die Lehrverpflichtungen gestört zu werden, läßt zumindest auf eine „übermäßige Sensibilität“ schließen.

1903 erhielt Andreas einen Ruf auf den Lehrstuhl für Orientalische Sprachen an der Georg-August-Universität zu Göttingen, wo er bis zu seinem Lebensende wirken sollte. Hier war er zwar – wie auch sonst im Verlaufe seiner Forschertätigkeit – überwiegend als Iranist tätig, betrieb jedoch die Orientalistik ganz im Verständnis seiner Zeit. Das heißt, er lehrte auf den Feldern der drei damals als am bedeutsamsten erachteten westasiatischen Sprachen Arabisch, Persisch und Osmanisch, welche tatsächlich im Hinblick auf die existierenden Literaturen als die drei Hauptliteratursprachen der islamisch geprägten Welt anzusehen sind. Die Turkologie resp. die türkischen Studien wurden dabei in den Jahren des Wirkens von Andreas in Göttingen in der Lehre von diesem selbst vertreten. Seine Interessen erstreckten sich allerdings auch auf viele weitere Felder. Diese reichten von Studien zu verschiedensten iranischen Sprachen, über die turkologischen Studien bis hin zur Befassung mit dem drävidischen Brähüi.

Einen wichtigen Wendepunkt für Andreas' wissenschaftliches Wirken sollten schließlich die deutschen Turfanexpeditionen und die im Zuge dieser Unternehmungen nach Berlin verbrachten Schriftzeugnisse in verschiedenen iranischen Sprachen – Sogdisch, Pahlavi etc. – bilden. Diese Expeditionen waren durch die Vorstöße russischer Archäologen im ausgehenden 19. Jh. und eine von diesen ausgesprochene Einladung des Berliner Indologen, Archäologen und Tibetologen Albert Grünwedel (31.7.1856–28.10.1935), der zu dieser Zeit am Berliner Museum für Völkerkunde wirkte, ausgelöst worden. Grünwedel nahm zwar an keiner russischen Kampagne nach Ost-Turkistän teil, brachte jedoch schon bald eine eigene deutsche Expedition auf den Weg. Hierfür wurden von Grünwedel zunächst die Mittel beschafft (die Geldgeber war neben dem Industriellen Friedrich Alfred Krupp und dem Kunstmäzen James Simon

---

57 Kanus-Credé (1974), p. 45.

der Deutsche Kaiser Wilhelm II.), und dann die Unternehmungen geplant. Insgesamt fanden zwischen 1902 und 1914 vier deutsche Turfanexpeditionen statt, die auf die Bergung buddhistischer und anderer Kulturdenkmäler und Schriftzeugnisse des vorislamischen Zentralasiens abzielten. F. C. Andreas war zwar an keiner der Expeditionen beteiligt, noch war er in Berlin tätig, jedoch wurde er aufgrund seiner noch immer nach Berlin bestehenden Beziehungen mit der Begutachtung resp. Auswertung der iranischen Schriftzeugnisse aus den Turfanfunden beauftragt. So nahm er von Göttingen aus regen Anteil an der Turfanforschung. Andreas ließ in Berlin Photographien nahezu aller iranischen Manuskripte anfertigen und befaßte sich eingehend mit den sogdischen, den parthischen und den Pahlavi-Schriftzeugnissen aus Ost-Turkistān. Seine Interessen blieben dabei allerdings nicht auf die iranischen Schriftzeugnisse aus den Turfanfunden beschränkt. Er beschäftigte sich auch eingehend mit den uigurischen Materialien und dem Manichäismus. In den Auseinandersetzungen zwischen den Berlinern und den St. Petersburgern nahm er auf Seiten der Berliner gegen Salemann und Radloff Stellung, was sich auch in der Korrespondenz mit W. Bang widerspiegelt. Andreas wirkte bis zu seinem Tode am 3.10.1930 in Göttingen und nahm von dort aus, auch nach dem Ende seiner Beziehungen mit W. Bang im Jahre 1914, weiter am Fortgang der Berliner Turfanforschung interessiert Anteil.

Ganz im Gegensatz zu den Berlinern oder zu Bang hat Andreas zu Lebzeiten nur sehr wenig publiziert. Er hinterließ aber einen ungewöhnlich umfangreichen Nachlaß, aus dem andere Autoren – darunter einige seiner Schüler, wie etwa W. B. Henning – später zahlreiche Schriften herausbrachten. Bis heute sind die Materialien, die Andreas hinterlassen hat und die den Andreas-Nachlaß in den Beständen der Handschriftenabteilung der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek in Göttingen bilden, nicht vollständig ausgewertet.

Wie Bang, so hatte auch Andreas eine Reihe bedeutender Schüler, die auf den unterschiedlichsten Gebieten tätig waren. Zu nennen sind hier Kaj Barr, Artur Emanuel Christensen, Walter Bruno Henning, Wolfgang Lentz, Oskar Mann oder Hans J. Polotsky.<sup>58</sup>

#### 1.4 F. C. Andreas, W. Bang und die Bedeutung Göttingens für die komanischen Studien

Der Briefwechsel zwischen F. C. Andreas und W. Bang ist – neben all den anderen in ihm behandelten Gegenständen – vor allem auch für die Geschichte der komanischen Forschungen von großem Interesse. Diese kommen – von den frühen Briefen, welche eher iranistische Fragestellungen behandeln (Do-

---

<sup>58</sup> Röhrborn (2001), p. 312.

kumente 1a-3a), abgesehen – in nahezu allen Briefen der beiden Korrespondenten zur Sprache. Wenngleich es hierbei zumeist um Fragen der Publikation der Beiträge Bangs auf diesem Felde geht, werden immer wieder auch einzelne inhaltliche Probleme der von Bang bearbeiteten *Cumanica* erörtert. Die Herausgeber des vorliegenden Briefwechsels haben daher in die Anhänge zu dieser Arbeit auch Bruchstücke von Korrespondenzen mit anderen Gelehrten aufgenommen, die sich auf die komanischen Studien Bangs beziehen (unter Ausschluß der Briefwechsel zwischen W. Bang und J. Marquart sowie zwischen J. Marquart und F. C. Andreas, welche zwar auch überwiegend die komanischen Studien Bangs [und auch diejenigen Marquarts] zum Gegenstand haben, jedoch in einem separaten Band gegeben werden sollen).

Beim Komanischen, das Gegenstand der Forschungen Bangs, Marquarts und auch F. C. Andreas' war, handelt es sich um eine qypčak-türkische Sprache, die in nur wenigen Schriftzeugnissen bewahrt ist. Zu nennen sind hier der berühmte „Codex Cumanicus“ (CC) sowie die Übersetzung einer persischen Gedicht- und Anekdotensammlung aus dem späten 14. Jh.<sup>59</sup> Hinzu treten freilich noch einige Schriften, in denen über die Komanen berichtet wird.<sup>60</sup> Da der CC zum einen ein sehr umfangreiches und im Hinblick auf den Inhalt heterogenes Werk darstellt<sup>61</sup> und zum anderen in lateinischer Schrift abgefaßt ist (es handelt sich also um einen frühen „Transkriptionstext“), ist dieses Schriftzeugnis<sup>62</sup> von zentraler Bedeutung für die komanischen Forschungen. Bereits in den 1870er Jahren wandte sich Graf Géza Kuun<sup>63</sup> der Hs. des CC zu und legte 1880 eine erste Edition dieser so bedeutsamen Textsammlung vor.<sup>64</sup> Nur ein Jahr später äußerte sich sein ungarischer Kollege Pál Hunfalvy<sup>65</sup> zum CC.<sup>66</sup> Noch in den 1880er Jahre begann sich auch W. Radloff für das Sprachmaterial der Sammelhandschrift zu interessieren,<sup>67</sup> und im Jahre 1890

59 Die persische Vorlage der koman. Übersetzung stammte von Sa'di, der diese im 13. Jh. niederschrieb. Die „Gülistān bi't-turki“ betitelte Übersetzung aus der Hand des qypčakischen Dichters Sayf-i Sarayi stammte aus dem Jahre H. 793 (= 1390/91) (Drüll [1979], p. 11, Anm. 3).

60 D. Drüll nennt hier die Aufzeichnungen eines Kaufmannes aus Merv sowie des armenischen Mönchs Mattheus aus Edessa (Drüll [1979], p. 11).

61 Die Sammelhandschrift des CC umfaßt – neben biblischen Texten – Gedichte, Vocabularien (zum einen ein dreisprachiges lat.-pers.-kom. Wörterverzeichnis, zum anderen ein kom.-dt. Wörterverzeichnis) und Gebete, Hymnen und Predigten.

62 Die Hs. des CC wird heute unter der Signatur „Cod. Marc. Lat. DXLIX“ in der St. Markus-Bibliothek in Venedig aufbewahrt.

63 Zu Graf Géza Kuun cf. oben Einleitung.

64 Kuun (1880).

65 Hier der ung. Finno-Ugrist und Ethnograph Pál Hunfalvy (12.3.1810-30.11.1891). Zu P. Hunfalvy cf. Duka (1892), Ásbóth (1893), Budenz/ Misteli/ Setälä (1893), Szily (1910), Munkácsi (1912a), (1912b), Wichmann (1923), Lakó (1961), Domokos/ Paládi (1986) und Tervonen (1987).

66 Hunfalvy (1881).

67 Radloff (1884), (1885) und (1887).

zog der CC die Aufmerksamkeit C. J. Jirečeks auf sich.<sup>68</sup> Als W. Bang sich im Jahre 1911 der Textsammlung resp. dem Komanischen zuwandte, konnte hier also schon auf eine jahrzentelange Forschungstradition zurückgeblickt werden, läßt man die Komanenforschung der vorangegangenen Zeiten, deren Gegenstand die Komanen und weniger ihre Sprache gewesen waren,<sup>69</sup> einmal beiseite.

Kaum einem Turkologen – von den wenigen, zumeist in Ungarn beheimateten Forschern, die über die „Kumanen“ arbeiten, einmal abgesehen – ist heute noch gegenwärtig, daß der uns eher als Pionier der Alturkologie und Mitbegründer der modernen Turkologie bekannte W. Bang eine Vielzahl von Studien zum Komanischen vorgelegt hat. Unbekannt ist weithin auch, daß er der wohl wichtigste Vertreter dieser Forschungen war, werden die komanischen Forschungen aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg doch heute zumeist (und nicht ganz zu Unrecht) in erster Linie mit den Namen von Graf Géza Kuun und Wilhelm Radloff in Verbindung gebracht. Die heute verbreitete weitgehende Vernachlässigung Bangs bei der Bewertung der Begründung der komanischen Studien steht nicht nur im Gegensatz zu dessen tatsächlicher Rolle für diese Forschungsrichtung. Er selbst hat sich gelegentlich sogar als „Komanisten“ (hier in einem Brief an den Germanisten E. Schröder<sup>70</sup>) bezeichnet.<sup>71</sup> Weniger noch als Bangs Verdienste um die komanischen Forschungen ist der Anteil bekannt, den F. C. Andreas an diesen hatte. Aus den Briefen der vorliegenden Edition geht jedoch deutlich hervor, welch großen Anteil Andreas an diesen Forschungen nahm, welche Hinweise er gab und wie sehr er sich um die Publikation der komanistischen Arbeiten Bangs verdient gemacht hat. Er selbst hat zudem, wie bereits oben erwähnt, ein Nachwort zu W. Bangs „Beiträge(n) zur Erklärung des komanischen Marienhymnus“ verfaßt.<sup>72</sup> Allerdings war Andreas nicht der einzige Göttinger Gelehrte, der bei Bangs komanischen Studien unterstützend wirkte. Auch der Germanist E. Schröder gehörte, wie erwähnt, zu den Korrespondenzpartnern Bangs, die diesem offenbar mit wertvollen Hinweisen aushalfen.<sup>73</sup> Schröders Unterstützung bezog sich natürlich ausschließlich auf die deutschen Bestandteile des CC, der wohl überwiegend von Franziskanern aus dem Rheinland niedergeschrieben wurde, resp. auf die Identifizierung der Herkunft der Kopisten.

---

68 Jireček (1890).

69 Als solche „Vorarbeiten“ sind etwa die Ausführungen A. L. v. Schlözers (1735-1809) aus den Jahren 1795-1797 anzusehen.

70 Der Germanist und Mediävist Edward Schröder (\*18.5.1858 in Witzenhausen, †9.2.1942 in Göttingen) wirkte seit 1902 als Ordinarius an der Georg-August-Universität zu Göttingen.

71 Siehe unten Dokument (A)10.

72 Bang (1910b).

73 Dies legen zumindest die Informationen aus den hier im Anhang gegebenen Dokumenten (A)10-13 nahe, bei denen es sich um Briefe Bangs an Schröder handelt.

Wie Andreas, so war auch E. Schröder Mitglied der Göttinger Akademie der Wissenschaften, und so darf man mit einer gewissen Berechtigung sagen, daß Göttingen einen nicht unwesentlichen Anteil an Bangs Wirken auf diesem Felde hatte. In gewisser Weise standen Andreas und Schröder somit auch in der Tradition eines anderen Göttinger „Komanisten“, August Ludwig v. Schlözers (1735-1809).

### 1.5 Die „Marquart-Affäre“

Von nicht unerheblichem Interesse – vor allem auch für die Geschichte der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen – ist die „Marquart-Affäre“ der Jahre 1914/ 1915, ein Vorgang, der für den heutigen Betrachter aus einer Vielzahl von Gründen kaum mehr nachvollziehbar, vor dem Hintergrund der damaligen Verhältnisse jedoch vollkommen anders zu beurteilen ist. Auch stellten die „Marquart-Affäre“ resp. ihre Ursachen sowie ihre Wirkung ein exemplarisches Beispiel für den Niedergang der „orientalistischen Gelehrtenrepublik“ dar. Die Affäre hatte sich an einigen Passagen entzündet, die J. Marquart in „seinem Teil“ des Manuskripts des Beitrages „Osttürkische Dialektstudien“<sup>74</sup> eingefügt hatte. Das Manuskript hatte er gemeinsam mit W. Bang bei der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen für die Veröffentlichung in deren Abhandlung eingereicht. Die Kontaktperson bei der Akademie war für Marquart und Bang F. C. Andreas gewesen. Dieser hatte den Beitrag vorgelegt und sich um die Drucklegung der „Osttürkische Dialektstudien“ bemüht. In das Manuskript hatte Marquart offenbar nachträglich und sicher ohne Kenntnis F. C. Andreas' dann einige Ergänzungen eingefügt, deren Charakter schließlich einen handfesten Skandal auslöste.

Bei den betreffenden Passagen, die hier wörtlich wiedergegeben sind, handelt es sich um eine Kritik an den Osmanen, ja überhaupt an den Türken und deren historischer Bedeutung. Es sind Ausfälle, wie sie für die damalige Zeit nicht ganz ungewöhnlich waren. Sie finden sich so oder ganz ähnlich formuliert auch bei vielen anderen Autoren, bei denen die Türken und Mongolen ebenfalls als Blutvergießer und Schlächter aus den eurasischen Steppen verunglimpft werden. Es entsprach einer längeren Tradition, die historische Rolle der Türken und Mongolen auf die Zerstörung alter vorderasiatischer Zivilisationen und das kontinuierliche Abhalten von Massakern zu reduzieren.

Bei Marquart ist auf p. 191 von der „Abstammung der osmanischen Raubmörder von den Qajy [...]“ die Rede,<sup>75</sup> und es finden sich auf p. 191 f.

---

74 Marquart (1914), Bang (1914a) und (1914b).

75 Marquart (1914), p. 191.

des Beitrages – eines der beiden von F. C. Andreas in einem Beschwerdeschreiben an Bang erwähnten Abschnitte<sup>76</sup> – die folgenden Ausführungen:<sup>77</sup>

„Die Osmanen haben allerdings Recht, wenn sie die Bezeichnung "Türken" ablehnen, aber sie sind arg auf dem Holzwege, wenn sie sich durch dieselbe heute entadelt wähnen, "weil sie darunter nur herumstreifende Horden und barbarische Völker verstehen" (<sup>1</sup> so Hammer aaO. S. 33). Die echten Türken, wenigstens die Uiguren, haben sich keineswegs der Kultur ganz unzugänglich gezeigt, wenn ihnen durch die den Schutz aller Lebewesen fordernden Religionen Mānīs und des Erleuchteten oder auch durch die Lehre Jesu in nestorianischer Gestalt die Giftzähne ausgebrochen wurden, wie das Beispiel der Uiguren von Čīnāngkat (Turfan) beweist; ja die Wolga-Bulgaren haben sich sogar zu einem für ihre Zeit ganz achtungswerten Kulturvolk entwickelt, obwohl sie die kulturfeindliche Religion des arabischen Propheten angenommen haben. Und selbst die im Blute wadenden Mongolen haben durch Buddhas Ermahnungen [p. 192] wenigstens den Nomaden innewohnenden Trieb vergessen, zu zerstören und ändern zu schaden. Was aber vermögen die Osmanen im Laufe der 550 Jahre, während deren sie Europa mit ihrer Anwesenheit beglückt haben, an Kulturtaten in die Wagschale der Weltgeschichte zu werfen? Selbst die fanatischsten und unentwegtesten Türkenfreunde, die um von der Goltz-Pascha nicht ausgenommen, werden höchstens – nicht etwa ein leeres Blatt, sondern ein blutbesudeltes, durch Brand versengtes und durch Ruinen beschmutztes, dickes Buch vorzuweisen imstande sein. Hoffentlich ist der Massenmörder Abdu 'l Ḥamīd, – [...] "die blutsaufende Bestie" würden die alten armenischen Historiker sagen – der sich den Namen 'Abdu 'l Lacīn redlich verdient und für immer einen unanfechtbaren Ehrenplatz unter den größten und zielbewußtesten Scheusalen der Weltgeschichte, neben einem Sulla, Nero, al Mañūr, Hernan Pizarro,<sup>78</sup> und Robespierre errungen hat, endgültig der letzte dieser "Heldenzeit". Unseren Nachkommen wird es freilich die Schamröte ins Gesicht treiben, wenn sie in der Geschichte lesen und sich von ihren Nachbarn sagen lassen müssen, daß dieses hervorragende Exemplar des homo sapiens sich den Freund des deutschen Volkes nennen durfte“.

Die andere in dem von Andreas verfaßten Beschwerdeschreiben – aus gutem Grunde – als problematisch erachtete Stelle (auf p. 208) hat den folgenden Wortlaut:<sup>79</sup>

„Ebenso unerfreulich wie die Arbeit selbst sind die Völker, mit denen sie sich zu beschäftigen hatte. Die Qūn (Komanen) erscheinen in der Geschichte von Anfang an verschwistert mit einem andern Nomadenvolke, den Qajy, die wir als die Vorväter der Osmanen erwiesen haben. Beide sind nach unsern Darlegungen als Verwandte und Vorläufer der Mongolen zu betrachten und haben sich, ihrer Abstammung entsprechend, in der Geschichte ausschließlich als gemeinschädliche Raubtiere für die Kulturwelt erwiesen. Während aber die Komanen, nachdem sie

76 Cf. unten Dokument (A)5.

77 Marquart (1914), p. 191 f.

78 Hier ist Marquart eine Verwechslung der span. Konquistadoren Hernando Cortes und Francisco Pizarro unterlaufen.

79 Marquart (1914), p. 208.

von den weltstürmenden Mongolen den Magyaren in die Arme getrieben worden waren, von diesen für immer unschädlich gemacht wurden und als Volk seit Jahrhunderten verschwunden sind, bilden die Osmanen bis auf den heutigen Tag einen Hemmschuh für das Wiederaufblühen einst hochkultivierter Länder und die auch im wahren Interesse Deutschlands zu unterstützende Wiederbelebung geknechteter, aber aufstrebender altchristlicher Völker, vor allem der hochbegabten Armenier, welche den Anschluß an westeuropäische Gesittung mit glühendem Eifer erstreben. Einen Augenblick hatte es ja Ende 1912 wirklich den Anschein, als sollte endlich die Morgenröte eines neuen Tages anbrechen. Allein infolge des unseligen zweiten Balkankrieges und des ewig schmachvollen walachischen Raubzuges gegen Bulgarien hat der Osmanly, zumal nachdem ihm Europa gestattet hat, den soeben unter seiner Garantie abgeschlossenen Frieden in echt mongolischer und römischer Weise sofort wieder zu brechen, die volle Brutalität des Mudschâhid wiedergewonnen, und es scheint, daß wir von der notwendigen Operation dieser Eiterbeule so weit entfernt sind wie je“.

Die Ursachen für die recht aggressiven antitürkischen Äußerungen dürften wohl in Marquarts proarmenischer Haltung zu finden sein. In seiner Begeisterung für die armenische Geschichte und seinem Blick auf die Armenier sah er in diesen wohl primär die Erben einer alten vorderasiatischen Zivilisation, deren engültigen Untergang er den Türken anlastete. Die Armenier und ihre Geschichte waren Gegenstände zahlreicher Forschungen Marquarts, und die Übergriffe auf sie (freilich auch auf zahlreiche andere Untertanen des Osmanischen Reiches) während der Herrschaft Abdülhamits II.<sup>80</sup> hatten wohl auch Marquarts Empörung hervorgerufen. Nun mag die Abneigung gegen die Minderheitenpolitik des Sultans im ausgehenden 19. Jh. eine Sache sein, die Form der Darstellung bei Marquart, die offen rassistische Züge trägt, ist eine ganz andere. Mag dem heutigen Leser der Tenor Marquarts vor diesem Hintergrund auffallen, so waren es zur damaligen Zeit vollkommen andere Gründe, die hier problematisch erschienen. Das Osmanische Reich und das Wilhelminische Deutschland befanden sich Seite an Seite in einem Krieg gegen eine Reihe von Mächten, die zuvor eine systematische Destabilisierung des „kranken Mannes am Bosphorus“ betrieben hatten. Es mußte daher angenommen werden, daß diesen Mächten jede „propagandistische Hilfestellung“ sehr entgegenkommen würde, wie dies ja auch von Andreas nicht zu Unrecht befürchtet wurde.

Der gesamte Vorgang war allerdings nicht nur im Hinblick auf die öffentliche Stellung der Akademie und die mögliche Sicht der Offiziellen des Reiches auf die Akademie vor dem Hintergrund der Kriegssituation von Bedeutung. Er hatte auch ganz konkrete Auswirkungen auf die wissenschaftlichen Kontakte von F. C. Andreas zu W. Bang und J. Marquart. Diese scheinen infolge des für ihn wahrscheinlich wenig erbaulichen Vorganges nach der „Marquart-Affäre“ gänzlich abgebrochen worden zu sein. So befinden sich einerseits im Göttinger

---

80 So war es in den 1890er Jahren verschiedentlich zu Massakern an christlichen Bevölkerungsteilen – vor allem in den östlichen Provinzen des Reiches – gekommen.

Andreas-Nachlaß keine Briefe von Bang und Marquart aus der Zeit nach dem Erscheinen der „Osttürkischen Dialektstudien“, andererseits enthalten die Briefbücher von F. C. Andreas auch keine Entwürfe zu Briefen, welche er an Bang oder Marquart gerichtet hätte. Betrachtet man die Korrespondenz zwischen Bang und Andreas, so läßt sich leicht feststellen, daß die „Osttürkischen Dialektstudien“ Gegenstand der Mehrheit der zwischen den beiden Gelehrten ausgetauschten Schriftstücke waren. Andreas hatte sich geradezu übermäßig für das Unternehmen eingesetzt. Es muß daher für den Göttinger Gelehrten besonders enttäuschend gewesen sein, daß er durch die Eigenmächtigkeiten Marquarts (und vermutlich auch Bangs) in dieser Angelegenheit in eine mehr als bloß unangenehme Situation gebracht wurde. Inwiefern zu der persönlichen Veräberung auch noch die Verletzung patriotischer Gefühle kam, läßt sich natürlich nicht beurteilen, jedoch kann auch dies nicht ganz ausgeschlossen werden.

Für sich genommen, ließe sich die „Marquart-Affäre“ als eine Marginalie des Wissenschaftsbetriebs im Deutschen Reich während des Krieges abtun. Tatsächlich war sie viel mehr: sie war eines von vielen Beispielen für den Niedergang der „orientalistischen Gelehrtenrepublik“ im Ersten Weltkrieg, in dem sich die Angehörigen der Gemeinschaft plötzlich in unterschiedlichen Lagern wiederfanden. Daß diese nicht zwingend auf Landesgrenzen oder Volkszugehörigkeiten beschränkt waren, zeigt das vorliegende Beispiel. Zum Abbruch der Beziehungen zwischen F. C. Andreas einerseits sowie W. Bang und J. Marquart andererseits kamen weitere Aspekte hinzu. So markierte der Vorgang das vorläufige Ende der komanischen Forschungen in Göttingen und auch in Leuven. Letzteres mußte W. Bang – auch das eine Folge des Krieges – im August 1914 verlassen. Seine gesamten Materialien ließ er dort zurück und gab seine komanischen Studien weitgehend auf. Später sollte er sich nur noch einmal dem Komanischen zuwenden.<sup>81</sup> Um eine Übergabe der von ihm in Leuven zurückgelassenen Materialien hat er sich offenbar niemals bemüht.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurden zwar Kontakte einzelner Orientalisten wieder aufgenommen, andere waren niemals abgebrochen worden, die „orientalistische Gelehrtenrepublik“ jedoch war weitgehend untergegangen. Der Schaden, den der zuvor intensive Austausch zwischen den Gelehrten in ganz Europa genommen hatte, war zu groß. Eine Rückkehr zu den Verhältnissen vor dem Ersten Weltkrieg war aus einer Vielzahl von Gründen nicht mehr möglich. Neben der eher schwierigen Nachkriegssituation im Deutschen Reich, aber auch in anderen Teilen Europas,<sup>82</sup> spielte hier sicher auch das zunehmende Auseinanderdriften der orientalistischen Einzeldisziplinen eine Rolle. So gibt das äußerst fragile Gebilde der „orientalistische Gelehrtenrepublik“

---

81 Bang (1925).

82 Der bolschewistische Umsturz im Russischen Reich führte bekanntlich zu einem gesellschaftlich-politischen Klima, das wenig Raum für geistige Freiheit in Forschung und Lehre ließ.

vor dem Ersten Weltkrieg ein geradezu mustergültiges Beispiel dafür ab, wie schnell das Vermögen zu wissenschaftlichen Höchstleistungen durch ungünstige äußere Einflüsse zunichte gemacht werden kann.